

1977. (Acta Iranica, Bibliothèque Pahlavi, Textes et Mémoires, vol. VII, Varia 1977.)

Ders., Principles of etymological research in the Indo-European languages. In: II. Fachtagung für indogermanische und allgemeine Sprachwissenschaft. Innsbruck, 10.—15. Oktober 1961, Innsbruck 1962, 175—212. (IBK, Sonderheft 15). [Nachgedruckt in: Schmitt 1977, 286—346].

Ders., A new leaf of the Gothic Bible. In: Language 48, 1972, 5—9.

Thurneysen, Rudolf, Die Etymologie. Eine akademische Rede. Freiburg i. Br. 1905. [Nachgedruckt in:

Schmitt 1977, 50—73].

Vennemann, Theo, Hochgermanisch und Niedergermanisch. Die Verzweigungstheorie der germanisch-deutschen Lautverschiebungen. In: PBB 106, 1984, 1—45.

Verner, Karl, Eine Ausnahme der ersten lautverschiebung. In: KZ 23, 1877, 97—130.

Walde, Alois/Johann Baptist Hofmann, Lateinisches etymologisches Wörterbuch. 3. Aufl. Heidelberg 1938—1956.

Ders./Julius Pokorny, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen. Leipzig 1927—1932.

Alfred Bammesberger, Eichstätt

43. Historische Textologie

1. Textdefinitionen und -begriffe
2. Eingrenzung des Gegenstandes
3. Forschungsgegenstand und Quellenlage
4. Rhetorik und Latein an der Wiege der deutschen Prosa
5. Die Wissenschaft vom Textverständnis (Hermeneutik)
6. Reimtexte
7. Mischtexte
8. Kunstprosa am Beispiel des „Ackermann aus Böhmen“
9. Literatur (in Auswahl)

1. Textdefinitionen und -begriffe

Der Text (von lat. *textus*, Gewebe) war bis ins 20. Jahrhundert Forschungsgegenstand der Literaturwissenschaft, der Theologie, der Geschichtswissenschaft, der Rechts- und der Sozialwissenschaften sowie der Philologie (vgl. Sowinski 1983, 11—18). Die literatur- und sprachwissenschaftlichen Bezüge stehen im folgenden im Zentrum.

1.1. „Text“ als Gegenstand der Literaturwissenschaft

Textbegriffe in der Literaturwissenschaft sind: der genaue Wortlaut eines Werkes oder dessen Teile; der Wortgehalt eines Gesangstückes im Gegensatz zur Melodie; die einer Predigt zugrundeliegende Bibelstelle; der Hauptteil einer Schrift im Gegensatz zu Anmerkungen, Registern etc. (Wilpert 1964, 710; Scherner 1972, 52). Diese Bestimmungen erfassen die Oberflächenstruktur des sprachlichen Gebildes. Seit der 2. Hälfte des 20. Jhs. wird dagegen die Bedeu-

tungshaftigkeit als Hauptdefiniens des Textbegriffs angesetzt (Schmidt 1970, Leibfried 1970). Durch die Frage nach dem intendierten Sinn des sprachlich Übermittelten für den Leser erfolgt eine Gewichtsverlagerung auf die inhaltliche Dimension des Textes (Scherner 53).

1.2. „Text“ als Gegenstand der Sprachwissenschaft

Für die Philologie ging es um Überlieferung und Stimmigkeit vor allem des Worttextes; Texte wurden auch als Fundgrube für Grammatik, Lexik, Syntax und Phonologie ausgewertet. Solange die Sprachwissenschaft für sich als oberste Grenze den Satz ansetzte, waren Literatur- und Sprachwissenschaft streng voneinander geschieden. Die Satzgrenze wurde innerhalb der Linguistik zuerst im Rahmen der sog. „Discourse Analysis“ überschritten (Harris 1952). Damit rückt die Ebene des Textsinnes in den Vordergrund, und „Text“ wird — angefangen mit Harweg (1968), Weinrich (1964) und Brinkmann (1971) — auch zu einem Gegenstand linguistischer Forschung. Der in Deutschland zunächst gebrauchte Terminus „Rede“ (Brinkmann 1971; Erben 1968, 16, entsprechend angloam. „discourse“, frz. „discours“) wurde später zugunsten des Terminus „Text“ fallengelassen. „Text“ wurde auch auf gesprochene Äußerungen ausgedehnt, die seit der Tonbandtechnik der Forschung verfügbar wurden (vgl. „Texte gesprochener deutscher Standardsprache“ 1971—1975; Rath 1994). „Sprechakte, die durch Anfang und Ende eingegrenzt sind, sind Texte“ (Steger 1967, 270). Damit wurde es möglich, von einer „Textsorte Dialog“ zu sprechen (Bentzinger 1992.) — Der seit den siebziger Jahren in

den Vordergrund gerückte „Textsorten“-Begriff sowie seine Abgrenzung gegen „Texttypen“ bedarf noch weiterer Abklärung. Die diesbezüglichen Artikel in der ersten Ausgabe dieses Handbuchs (vgl. Steger 1984; A. Schwarz 1985; Sanders 1985; Hyldgaard-Jensen 1985; Kästner/Schütz/Schwitala 1985; Wimmer 1985) betonen die Vorläufigkeit der bisherigen Ergebnisse und enthalten zahlreiche Forschungsdesiderate (letzteres vor allem Steger, 192—194; Wimmer 1630).

1.3. Text als Gegenstand beider Disziplinen. Vorläufer moderner Textwissenschaft

Eine Stellung zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik behaupten seit alters die Rhetorik und ihre Nachfolgerin, die Stilistik. Die Rhetorik ist die älteste Textwissenschaft, die — von der gesprochenen Rede ausgehend — sowohl für die Sprach- als auch für die Literaturwissenschaft von Relevanz ist. Die Renaissance der Rhetorik als Forschungsgegenstand in der 2. Hälfte des 20. Jhs. (vgl. Stolt 1969 a) hat zu einer Annäherung beider Disziplinen beigetragen, wie auch die nach dem zweiten Weltkrieg aufgetretenen Forschungsrichtungen Textlinguistik, Gesprächsforschung, Rezeptionsforschung u. a. m. Die Berührungspunkte der Disziplinen untereinander werden z. B. augenscheinlich an einem Titel wie J. Goheen: „Zur Rhetorik der Literatur aus der Sicht einer Textstilistik“ (1985). Symptomatisch für die neue Haltung ist die Gründung der „Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik“, „LiLi“ (1975 in Göttingen). Alte Ahnen haben neben der Rhetorik auch die Hermeneutik (s. u. 5.) sowie, eng damit verbunden, die Übersetzungswissenschaft, die sowohl sprach- als auch literaturwissenschaftlich orientiert sein müssen (Koller 1984). Ihre Theoriebildung geschieht in ältester Zeit vor allem im Zusammenhang mit Bibelübersetzungen (Sonderegger 1984). Als Verstehens- und Interpretationslehre vor allem älterer Texte häufig kanonischer Art ist die Hermeneutik von eminenter Bedeutung für Theologen, Juristen, Philosophen, Literatur- und Sprachwissenschaftler. Gadamer betont und analysiert die Beziehungen zwischen Rhetorik und Hermeneutik und sieht die moderne Verstehentheorie als eine Weiterentwicklung der Rhetorik, die sich bereits bei Melancthon anbahnt (1986, Bd. 2, 276—296, bes. 281; vgl. ferner unten 5.). Als modernes Beispiel für fruchtbare grenzüberschreitende Zusammenarbeit sei das Lehrbuch von Alexander Schwarz et al.: „Alte Texte lesen“ (1988) genannt. Seine Zielsetzung ist es, zu helfen, alte Texte zu verstehen, indem die Autoren den „breiten Graben“

zwischen linguistischen und literaturwissenschaftlichen Handbüchern überbrücken (laut Vorwort S. 5—7). Es beginnt mit einem theoretischen Abschnitt über Übersetzungswissenschaft und behandelt darauf u. a. „Text als Netzwerk“, „Text als Handlung“, „Text als Zeichen“ sowie „Etymologie als mittelalterliche Linguistik“ — wobei im letzteren Kapitel über die Zielsetzung der Überschrift hinaus auch antike Rhetoriker, Philosophen und Theologen behandelt werden. — Die Interdependenz von Hermeneutik, Rhetorik und Übersetzung beleuchtet auch die Arbeit von Rita Copeland (1991).

2. Eingrenzung des Gegenstands

Die folgende Darstellung befaßt sich mit der Erforschung geschriebener Texte, vor allem Prosatexte. Gesprochene Texte werden nicht behandelt. Ausgeklammert werden auch die Editions-wissenschaft unter Hinweis auf die einschlägigen Artikel von Werner Schröder, Oskar Reichmann und Rolf Tarot in HSK 2:1 (1984, Nr. 47—49), sowie die Übersetzungswissenschaft, unter Hinweis auf die einschlägigen Artikel von Werner Koller und Stefan Sonderegger (ebd. Nr. 11—12).

3. Forschungsgegenstand und Quellenlage

Die Wahl von Forschungsgegenstand und Methode orientiert sich an dem Begriff von Sprache und Text, der jeweils vorherrscht. Sieht man in den älteren Texten den Ausdruck „der Seele des mittelalterlichen Menschen“ (Stammler), oder ein realistisches Abbild der Wirklichkeit (etwa im „Simplizissimus“), oder sieht man — unter dem Eindruck der neueren Auffassung von Sprache als Kommunikation — Texte als Dialog zwischen Autor und Leser? Stellt man den Autor — wie in der biographischen Methode — oder den Text — wie in der werkimmanenten Methode — oder den Leser — wie in der rezeptionsästhetischen Methode — in den Mittelpunkt? Diese Voraussetzungen bedingen nicht nur Fragestellungen und Methoden, sondern beeinflussen auch die Resultate. Es galt bis vor kurzem die Auffassung, daß ein Leser von heute auch einen mittelalterlichen Text, unter Zuhilfenahme von Grammatik und Lexikon, „auf sich wirken lassen“ und adäquat verstehen und einschätzen konnte. Warnungen vor einem derart naiven Sprach- und Literaturverständnis kamen von Ernst Robert Curtius und Heinrich Lausberg. Lausberg verstand sein „Handbuch der literarischen Rhetorik“ als „Gegengift [...], als Schutz gegen eine allzu

schnelle Aktualisierung des Kontakts mit der Individualität des Kunstwerks und seinem individuellen Schöpfer“ (8). Das Interesse der sich mit Texten befassenden Wissenschaftler wechselt stark mit den Zeiten. Vor wenigen Jahrzehnten waren es vor allem ältere poetische Texte, die herausgegeben, analysiert und im akademischen Unterricht behandelt wurden. „Jede Reimerei hatte Aussicht, liebevoll abgedruckt zu werden, während Prosatexte beiseite blieben (Besch 1972, 745). Jacob Grimm erschien die Dichtung als „aller Wissenschaften Wissenschaft“ (1884, 565). Diese Haltung wird von Wolfgang Stammeler, der sich für Prosaforschung einsetzt, folgendermaßen beanstandet: „Wer die Prosa mit vornehmem Nasenrumpfen beiseite schiebt und ihre wissenschaftliche Erforschung für weniger „edel“ hält als die eines Reimwerkes [...], dem wird die Seele des mittelalterlichen Menschen immer verschlossen bleiben“ (1960, 751 f.). Erst seit der Mitte unseres Jahrhunderts rückte neben der Kunstprosa auch „Gebrauchprosa“ mehr in den Vordergrund und wurde zum Gegenstand auch für Literaturwissenschaftler (Eis 1948; Kuhn 1955). Noch 1955 fühlte sich Hugo Kuhn dazu genötigt, zu betonen: „Daß diese Prosa auch zur mittelalterlichen Literatur dazugehört, wird heute kein Einsichtiger mehr bezweifeln. Erst ihre Erschließung wird eine wirkliche Literaturgeschichte des Mittelalters ermöglichen“ (1955, 127). Nicht nur die Literatur-, auch die Sprachgeschichtsschreibung ist von der früheren Einseitigkeit der Textwahl als Forschungsgegenstand betroffen. 1962 erklärte Gerhard Eis, der Begründer der Fachprosaforschung als selbständiger Disziplin: „Die Frage der Entstehung und Festigung der neuhochdeutschen Schriftsprache wird über kurz oder lang neu gestellt werden müssen, weil die älteren Theorien die Bedeutung der Fachprosa nicht mit in Betracht gezogen haben“ (58). In den Jahrhunderten, als die deutsche Schriftsprache entstand, also seit dem 13. Jh., war, wie Eis betont, das Fachschrifttum das meistgelesene Schrifttum, das — im Gegensatz zur höfischen und frühhumanistischen Dichtung — „nicht auf wenige literaturbeflissene Zirkel beschränkt, sondern in den Händen aller Stände“ war. Eis nennt eindrucksvolle Zahlen der handschriftlichen Überlieferung: dem unter der höfischen Dichtung meistverbreiteten „Parcival“ mit 86 erhaltenen Handschriften und dem mit 15 Handschriften und 17 Druckausgaben an erster Stelle stehenden „Ackermann“ aus der frühhumanistischen Literatur stehen beispielsweise 380 Handschriften vom „Schwabenspiegel“, 270 vom „Sachsenspiegel“, ca. 250 von

Seuses „Büchlein der ewigen Weisheit“ gegenüber. Diese Quellen sind heute noch längst nicht ausgeschöpft. Klagen über den nur langsamen Fortschritt wiederholen sich im Laufe der Jahrzehnte. 1975 wurde die Lage so beschrieben: „Die fachsprachliche Forschung befindet sich in vielen Bereichen noch in den Anfängen oder hat zum Teil noch nicht einmal begonnen. Selbst eine allgemeingültige Definition der Fachsprache ist noch nicht in Sicht. Dazu fehlen eine Theorie der Fachsprache und die zur Theorie notwendigen umfassenden Einzeluntersuchungen“ (Fluck, nach ders. 1980, 9). Trotz einiger verdienstvoller Ansätze seit den sechziger Jahren (vgl. Korlén 1968) galt noch 1980: „... von einer befriedigenden Erschließung des Komplexes Fachsprache sind wir noch weit entfernt“ (Fluck 10). Gundolf Keil sieht die Fachprosaforschung in erster Linie als Literaturgeschichte, in zweiter als Literaturwissenschaft, sie sei jedoch keine Sprachwissenschaft, obwohl sie sich sprachwissenschaftlicher Methoden bedient (1974, 194—195). Die sprachgeschichtliche Forschung ist hinter der theorieorientierten Linguistik seit den sechziger Jahren in den Hintergrund getreten. Dies hat zur Folge, daß auch die Beschreibung der historischen deutschen Prosasyntax noch Ende der 80er Jahre eine „mißliche Forschungssituation in der Verfügbarkeit der Quellen“ zu beklagen hat. Anne Betten (1987) stellt speziell für die Gebiete der Geistlichen Prosa und der Fachprosa fest, daß noch immer Stammelers Kritik an der Vernachlässigung der Prosaforschung Gültigkeit hat: „Die meisten, und z. T. sehr wesentlichen, Texte schlummern noch in den Bibliotheken und warten auf die Veröffentlichung. Und die stilgeschichtliche Auswertung hat überhaupt kaum begonnen ...“ (Stammeler 1960, Sp. 750, nach Betten 4). Obwohl sich das Editionswesen seit den sechziger Jahren stark entwickelt hat (s. Roloff, Hrsg., 1981), springt die Lückenhaftigkeit in der Überlieferungslage noch heute in die Augen. Daher ist im Gefolge neuer Textausgaben mit fortlaufenden Revisionen älterer Anschauungen zu rechnen.

Auch das Verhältnis von „Kunstprosa“ zu „Sachprosa“ („Mitteilungsprosa“, Curtius 1938, 447) ist noch weitgehend ungeklärt. Stammeler faßt unter „Prosa“ sowohl deutsche theologische und Trivium-Literatur als auch „Unterhaltungprosa des Spätmittelalters“ (H. Kuhn 1955, 129). Laut Curtius handelt es sich jedoch „seit der Spätantike nicht nur [um] zwei verschiedene Stilarten, sondern beinahe zwei verschiedene Sprachen“ (1938, 447). Gleichwohl werden sie in Untersuchungen zur Prosaforschung meist unterschieden zusammengefaßt.

4. Rhetorik und Latein an der Wiege der deutschen Prosa

4.1. Narratio und argumentatio

Die zur Zeit der Entstehung der deutschen Schriftsprache geltende Textwissenschaft ist die lateinische Rhetorik in enger Verbindung mit Dialektik. Jeder Gebildete hatte sie im Trivium, zusammen mit der grundlegenden lateinischen Grammatik, gelernt. (Zur Latinität der spätmittelalterlichen und humanistischen Bildungswelt vgl. bes. Curtius 1954, Lausberg 1960, Conrady 1962, Henkel/Palmer 1992). Man unterschied zwei Hauptarten der Textgestaltung: *narratio* und *argumentatio*. Die Beschreibung, *descriptio*, *evidentia*, hatte keine selbständige Stellung, sondern erfüllte ihre Aufgabe im Rahmen der beiden anderen (Lausberg § 810). Die rhetorischen Lehren mit ihren Stilidealen wurden in die Produktion deutscher Texte übernommen (vgl. dies Handbuch, Art. 187; Beispiele bei Luther s. Stolt 1969 b). Inhalt und Aufbau der Texte und der einzelnen Absätze wurden nach den Regeln der Dialektik gestaltet. Seit Augustinus und Alkuin galt eine Reihe von sieben Fragen: „*quis, quid, cur, ubi, quibus auxiliis, quomodo, quando*“ (*wer, was, warum, wo, womit, wie, wann*), die sich bei der Topik für *narratio* und *argumentatio* ausgebildet hatten. Bei Cicero entsprechen die Begriffe „*persona, factum, causa, locus, tempus, modus, facultas*“ (Lausberg § 328; Hennig Brinkmann 1980, 6 f.). Diese rhetorische Reihe hat sich bis in den Aufsatzunterricht des 20. Jhs. und die Journalistenausbildung unserer Tage bewährt. Die Fragen nach *persona, locus* und *tempus* waren besonders bei der Beurteilung der Glaubwürdigkeit einer Erzählung von Bedeutung (Brinkmann 1980, 163). Nach einem lateinischen Konzept geschah auch die Abfassung deutscher Predigten. (Beispiele: Meister Eckhart, s. Hasebrink 1992, 378 f. Für Luthers „Schulpredigt“ ist das lateinische Konzept erhalten, Stolt 1974, 47–49). Auch die Humanisten hatten für ihre auf deutsch abgefaßten Schriften zumeist einen durchgegliederten lateinischen Entwurf (Beispiel: Luthers einmal auf lateinisch, einmal auf deutsch abgefaßter „Freiheitstraktat“, Stolt 1969 b, 114–117).

Narratio und *argumentatio* bedingten je eigene syntaktische Strukturen: Kennzeichen der Erzählung war die *oratio perpetua*, die parataktisch aneinandergereihte, gradlinig fortschreitende Redeweise in der natürlichen Reihenfolge ihrer Inhalte. Die *argumentatio* dagegen bediente sich der Periode mit Über- und Unterordnung und häufig inhaltlich kreisförmiger Bau-

form. Ihre Inhaltsbereiche sind Sentenz, Antithese und Schlußfolgerung (Lausberg §§ 371, 920 f., 945). Der aneinanderreihende „und-und“-Stil erzählender Prosa, dessen Vorbild man auch als Geschichtsbuchmuster in der Bibel vorgeprägt fand, herrscht in der frühen deutschen Erzählprosa und ist nicht mit „Primitivismus“ gleichzusetzen, wie noch bei Gumbel (Betten 1987, 152 f.). Man beherrschte daneben sehr wohl auch die Hypotaxe im Deutschen, behielt sie jedoch anderen Darstellungsarten (zu diesem problematischen Begriff s. Stolt 1989) als der Erzählung vor. Beispielsweise registriert Roloff (1970) zur Prosa des 15. Jhs. am Beispiel der Melusine hypotaktische Gefüge mit reicher Gliederung „nur bei umfangreichen direkten oder indirekten Reden und bei retrovertierten Erinnerungen“ (157; weitere Beispiele Betten 1987, 153). Dies läßt auf eine Gleichsetzung „erzählende = aneinanderreihende Redeweise“ schließen. Die Wechselbeziehungen zwischen Textgeschichte und Sprachgeschichte sind hier deutlich zu fassen (vgl. Kallweit 1984; zur historischen Syntaxforschung Hundsnerscher 1984, Art. 31 u. 43). — Der lateinische Begriff der Periode, sowie ihre Gliederung in *membra*, genannt *cola* und *commata*, wurde für den argumentierenden Stil auch ins Deutsche übernommen, so beispielsweise von Valentin Ickelsamer in seiner anfang der dreißiger Jahre des 16. Jhs. zu Augsburg erschienenen ‚Teutschen Grammatica‘. Der Begriff war selbstverständlich für Luther und läßt sich besonders deutlich an dessen Deutscher Messe von 1526 ablesen. Doch war im Deutschen die Unterscheidung zwischen *cola* und *commata* unklar (Stolt 1990). Auch bevorzugte z. B. Luther bei seinem deutschen Periodenbau die gradlinige Anordnung der Inhalte vor der kreisförmigen (Stolt 1969 b, 69 ff., 71 f.). — Die Anweisungen für die *descriptio* waren nicht syntaktischer, sondern stilistischer Art und befaßten sich, je nach der Aufgabe der Beschreibung im Textzusammenhang, mit Mitteln zur Erreichung größtmöglicher Anschaulichkeit, um Augenzeugenschaft, mitreißenden dramatischen Effekt oder die „Leitaffekte“ der juristischen Rede, Ent-rüstung und Mitleid, zu erwecken (vgl. Art. 187, Abschn. 5.2.). Ihre Regeln wurden durch die Jahrhunderte hindurch, auch von Goethe und Schiller, angewendet und haben sich bis auf heute im Aufsatzunterricht der Schulen, als „Beschreibung“ und „Schilderung“, sowie im Journalismus weitergepflanzt (Stolt 1989, 1969). — Eine Forschungsrichtung „historische Stilistik“ bahnt sich innerhalb der Germanistik erst an (vgl. Fix 1991).

4.2. Erzählforschung (Narratologie)

Die für die Textgestaltung ausschlaggebende Zuordnung syntaktischer Strukturen zu bestimmten Inhalten und Zwecken unterliegt historischen Wandlungen und hat Folgen für den Rezeptionsprozeß. Für die Erzählung hat sich in den letzten Jahrzehnten eine eigene Forschungsrichtung (Erzählforschung, Narratologie) mit bereits unübersehbarer Literatur herausgebildet. (Eine Auswahlbibliographie bei W. Haubrichs umfaßte bis 1982 2188 Titel.) In der Form des Mythos reicht der erzählende Code bis in älteste Zeiten zurück. Mit „Erzählstrukturen des Mythos“ hat sich Harald Weinrich befaßt (1971). In früheren Zeiten diente der Mythos der Unterweisung junger Leute über Gegenstände oder Phänomene hoher Bedeutsamkeit von außeralltäglichen Dimensionen, deren Bewältigung besondere Anstrengung verlangte. Diese Aufgaben sind heute der Wissenschaft überantwortet. Diese löst sie jedoch nicht in erzählender, sondern in argumentierender Form. Weinrich sieht die Geschichte der Mythologie „unter das Zeichen einer großen Reduktion gestellt“. Diese Beobachtung gilt nicht nur für den Mythos, sondern für die erzählende Form überhaupt. Die syntaktische Kategorie der Erzählfolge habe „im Laufe der Jahrhunderte immer mehr an Kredit für gewichtige Gegenstände verloren“ (142 f.). Im Rahmen des Unterrichts mit der Aufgabe des *docere* hatten sich altüberlieferte narrative Formen herausgebildet: Fabel, Gleichnis, Parabel, Beispielgeschichte (*exemplum*), sämtlich mit der multifunktionalen Aufgabe, zu unterhalten, zu belehren und zu überzeugen (zum Exempel s. Haug/Wachinger 1991). Die Form der Darbietung bestimmte über die Rezeptionshaltung: vorgegeben war, daß eine Erzählung wie Gleichnis oder Parabel wichtige, ernste Gegenstände behandelte, sowie daß der Erzähler Weisheit vermittelte (Jolies 1958). Die Gattungsmerkmale funktionierten im Rezeptionsprozeß als Verstehenssignale (vgl. Lohfink 1976). Auch im Beweis vor Gericht hatte die *narratio* ihren festen Platz: der partiisch gefärbten Darstellung des Hergangs eines Verbrechens seitens des Klägers und des Verteidigers kam großes Gewicht zu. Oberste Regel für diese *narratio* war ihre Glaubwürdigkeit (zur Glaubwürdigkeit — nicht „Wahrheit“ — von *narratio* und *argumentatio* vgl. Brinkmann 1980, 163 f.). Demgegenüber läßt sich heute ein Rückzug der *narratio* vom Lehrhaften und Beweisenden zum nur Unterhaltenden überwiegend fiktionaler Art feststellen. Davon betroffen ist in hohem Maße auch die heutige Geschichtsschreibung, die sich

bei ihren Bemühungen um eine angemessene Präsentationsform historischer Geschehen und Sachverhalte in einem Konflikt zwischen Erzählung und Analyse befindet. Die Bemühungen um „Formen der Geschichtsschreibung“ und das Verhältnis von „Theorie und Erzählung in der Geschichte“ dokumentieren die Bände von Koselleck/Lutz/Rüsen (1982) und Kocka/Nipperdey (1979). Einem von Wissenschaftlern bevorzugten theoretisierenden, argumentierenden und analysierenden Darstellungsverfahren steht beispielsweise Golo Manns „Plädoyer für die historische Erzählung“ gegenüber (1979). Hinzu kommt das Problem der Fiktionalität: dargestellte historische Ereignisse sollen als *res gestae*, nicht als *res fictae* gelesen werden. Die erzählende Stoffdarbietung führt heute leicht zu einer fiktionsgemäßen Lektüre. Der Verlust an Gewicht, der der erzählenden Form nachgewiesen werden kann, ist demnach noch nicht abgeschlossen.

5. Die Wissenschaft vom Textverständnis (Hermeneutik)

Mit der Problematik des Textverstehens hat man sich seit alters befaßt. Die Hermeneutik gehört zu den ältesten Textwissenschaften überhaupt. Als „*ars intelligendi*“ und „*ars interpretandi*“ war sie ursprünglich vor allem Gegenstand von Theologie und Jurisprudenz (Brinkmann 1980; Leibfried 1970, 19—38). Wie eng Hermeneutik und Sprachwissenschaft zusammenhängen, hat Albrecht Beutel am Beispiel von Martin Luthers Auslegung des Johannesevangeliums demonstriert (1991). Die „Geschichtlichkeit des Verstehens“ hat in unserer Zeit besonders H. G. Gadamer behandelt (1986: I, 270—312). Zur Zeit der Entstehung eines Textes sind der Autor und seine Leser eingebunden in die Bedingungen von Zeit und Raum, die sie teilen: Sprache, Kultur und Geschichte, Weltauffassung und Wertvorstellungen. Gadamer spricht hier von „historischem Horizont“ und fragt: „Ist die Kunst des historischen Verstehens dadurch richtig und zureichend beschrieben, daß man lerne, sich in fremde Horizonte zu versetzen?“ (1986: I, 309). Bei der Entstehung des Textes ist der Horizont dem Autor wie dem Leser selbstverständlich und meist unbewußt. Im Text führt er zu dem, was Linguisten „Präsuppositionen“ nennen, d. h. unausgesprochenen Inhalten, die als bekannt vorausgesetzt werden (vgl. Scherner 1974, P. 4). Im Umgang mit historischen Texten besteht eine große Schwierigkeit in dem Unterschied zwischen dem Horizont des Autors und dem des Lesers. Der Horizont des Autors muß erarbeitet werden

durch ein Studium der Geschichte, der Biographie des Autors, des gesamten historischen und kulturellen Kontextes, soweit möglich auch des intendierten Lesers/Leserkreises und der beabsichtigten Wirkung. Am schwierigsten jedoch ist der eigene Horizont des Lesers einer späteren Zeit bzw. Kultur, da dieser sich meistens unbewußt auswirkt: man liest den Text durch die Brille der eigenen Zeit. „Daher ist es eine beständige Aufgabe, die voreilige Angleichung der Vergangenheit an die eigenen Sinnerwartungen zu hemmen. Nur dann wird man die Überlieferung so hören, wie sie sich in ihrem eigenen anderen Sinne hörbar zu machen vermag“ (Gadamer 310). Gadamer spricht vom Verstehensprozeß als von einer „Horizontverschmelzung“, in dem der vom Leser erworbene historische Horizont „von dem eigenen Verstehenshorizont der Gegenwart eingeholt“ wird (312; Kritik der Horizont-Metaphorik bei Gebhard 1981; Einführung in Gadamers „philosophische Hermeneutik“ s. Link 124—129). Anschließend an Gadamer spricht der Begründer der „Rezeptionsästhetik“, Hans Robert Jauß, von einem „Erwartungshorizont“ (1970). Dem philosophischen Begriff Gadamers wird hier ein literaturwissenschaftlicher an die Seite gestellt. Das Lesepublikum verfügt für sein subjektives Verständnis über eine spezifische Disposition, über ein „Bezugssystem der Erwartungen“, das sich nicht nur wie von Gadamer als „Vorurteil“ (dies bei Gadamer in nicht-negativem Sinn) abtun, sondern empirisch fassen läßt: es beinhaltet Resultate bereits gemachter Leseerfahrungen wie ein „Vorverständnis der Gattungen“, „Form und Thematik zuvor bekannter Werke“ sowie den „Gegensatz von poetischer und praktischer Sprache“. Damit ließe sich ein „transsubjektive[r] Horizont des Verstehens“ rekonstruieren (1970, 173 f., 176). Von „Sinnhorizont“ als dem Horizont zur Entstehungszeit des Textes spricht Krewitt. Er betont für althochdeutsche Texte, und zwar sowohl für die Produktion als auch für die Rezeption, die Bedeutung von Schulgrammatik, Rhetorik, lateinischen Poetiken, Predigttheorien und Briefstellehren und sieht ein noch nicht zufriedenstellend gelöstes Problem im Verhältnis von Theorie und Praxis (1984, 781). Der Unterschied zwischen den Horizonten hat zur Folge, daß nicht alle möglichen Methoden im Umgang mit Texten auch auf historische Texte anwendbar sind. Besonders betrifft dies die werkimmanente Methode. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß man sich subjektiv in einen historischen Text hineinversetzen und ihn auf sich wirken lassen kann, um ihn intuitiv „richtig“ zu verstehen. Die Rezeption des Textes kann zur Zeit seiner Entstehung eine völlig andere gewesen sein als heute.

Am Beispiel der Einschätzung der Rhetorik bei Martin

Luther sei vor Augen geführt, wie sich die jeweiligen Forscheraspekte, Vorurteile, „Erwartungshorizonte“ auf Methoden und Textverständnis ausgewirkt haben. Luthers Verhältnis zur Rhetorik ist in der Germanistik unterschiedlich eingeschätzt worden. Bis zu Anfang der sechziger Jahre unseres Jahrhunderts hatte ein Vorurteil der Rhetorik gegenüber Allgemeingültigkeit: sie sei kühle, berechnende Taktik, hohle Schönrederei, eine künstliche Art der Menschenverführung. Mit dieser Vorgabe war es offenbar a priori undenkbar, daß der „aufrichtige“ Luther damit etwas im Sinne gehabt haben sollte. Es herrschte das herkömmliche Bild des impulsiven, in zorniger Inspiration eilig dahinschreibenden Reformators. Mit diesem „Erwartungshorizont“ lag es nahe, ihm (mit Irmgard Weithase) ausgesprochene Rhetorikfeindlichkeit zuzuschreiben (s. zum folgenden das Kapitel „Luther und die Rhetorik“ bei Stolt 1969 b, 118—139). Allgemein galt in der älteren Luthersprachforschung die Ansicht, Luthers Sprache sei „formlos“. Auf die äußere Form habe er überhaupt kein Gewicht gelegt, außerdem habe ihm die Zeit dazu gefehlt, oder aber er sei zu erregt gewesen u. a. m. Zwar wurden viele Stilmittel der Rhetorik als geradezu charakteristisch für Luther erkannt: Allegorie und Metapher, Häufung, Steigerung und Hyperbel, Zwei- und Dreigliedrigkeit, Antithese, Wortwiederholung etc. Sie wurden jedoch je nach der vorherrschenden geisteswissenschaftlichen Richtung unterschiedlich, stets aber unrhetorisch gedeutet: als volkstümlich, als altdeutsch, von der Kanzleisprache beeinflusst, oder aber psychologisch zu verstehen. Mit der Überwindung des Vorurteils gegenüber der Rhetorik geschah eine Horizontveränderung. Damit wurde auch der Blick frei für eine neue und andere Einschätzung. Was im Nachhinein erstaunen muß, ist, daß die gleichen Zitate aus Luthers Tischreden, die früher zur Erhärtung von Luthers Rhetorikfeindlichkeit gegolten hatten, bei schärferer Quellenkritik und verändertem Erwartungshorizont gerade das Gegenteil aussagten. Heute besteht kein Zweifel mehr an der rhetorischen Qualität von Luthers Schrifttum (vgl. Art. 187, Abschn. 4.4.). Das Beispiel beleuchtet die verräterische, Tatsachen verdeckende und verzerrende Wirkung, die der „Erwartungshorizont“ ausüben kann, sowie die Wichtigkeit der Erarbeitung des historischen Horizonts.

6. Reimtexte

Oben (Abschn. 4.) wurde der Rückzug der erzählenden Form auf den Bereich vorwiegend fiktionaler Unterhaltungsliteratur angeführt. Im Rezeptionsprozeß sind damit Veränderungen im „Erwartungshorizont“ verbunden. Auch ein formales Mittel wie der Reim ist in seiner funktionsbedingten Anwendung einem vergleichbaren geschichtlichen Wandel unterworfen. In älteren Zeiten existierte eine Reimprosa, in der sowohl biblische Geschichte, angefangen mit Otfrieds

Evangelienbuch, als auch Weltchroniken, Marienleben, Lebensregeln oder Reisebeschreibungen wie etwa Wallfahrtsbücher abgefaßt werden konnten. Von einer „Allmacht des Reimverses“ im Mittelalter, wobei die Versform nie Gegenstand der Reflexion hinsichtlich ihrer Leistung und Wirkung gewesen wäre, spricht Besch (1972, 745). Im 15. Jh. ist ein deutlicher Rückgang im Gebrauch des Reimes zu beobachten, sowohl in Deutschland als auch in Frankreich. Jetzt geschieht eine umfangreiche Umsetzung gereimter Vorlagen in reimlose Prosa. Diese Entwicklung wird unterschiedlich gedeutet. Mitunter wird im Text ausdrücklich eine Ablehnung der Reimform ausgesprochen und motiviert. In dem um 1190 entstandenen Lehrgedicht „Lucidarius“, einem Dialog zwischen Lehrer und Schüler, herrscht die reimlose Prosaform, wie ausdrücklich in der Einleitung vermerkt, auf Wunsch des fürstlichen Auftraggebers, weil das Buch „nicht wan diu warheit“ enthalten sollte. Die Versform wurde somit als Zeichen für Fiktionalität aufgefaßt, eine Ansicht, die K. Maurer auch häufig im französischen Mittelalter belegt findet (1982, 528). Zu dem Lügenvorwurf, der bis weit ins 17. Jh. hinein erhoben wird und der in seinen Anfängen bis in die Antike zurückführt, muß bedacht werden, daß es einen Fiktionalitätsbegriff im modernen Sinne noch nicht gab (Besch 1972, 753—757). „chluogen sach wil reimens nicht“, schreibt Heinrich Wittenwiler im „Ring“ (V. 3520) um 1400. Hier scheint der Autor mit dem Reim eine Trivialisierung des Textinhalts zu verbinden. Im Althochdeutschen bestand diese Gedankenverbindung nicht: Otfrieds Evangelienbuch ist ein deutliches Beispiel dafür, daß der Endreim damals weder Trivialisierung noch Glaubwürdigkeitsverlust mit sich führte. In den Historienbibeln des 15. Jahrhunderts jedoch, die Reimvorlagen in Prosa umsetzen, spiegelt sich eine andere Haltung wider (Gärtner 1982). Mit der Zuordnung des Reims zur Fiktion konnte im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit dagegen die reimlose Prosaform als Indiz für Sachinformation verstanden werden. Kästner/Schütz setzen z. B. eine „Beglaubigungskomponente der Prosaform“ an (454). Besonders zur Zeit des Humanismus verliert die Reimprosa an Boden. Streckenbach spricht von einem „allgemeinen Kampf, den der Humanismus gegen die Reimprosa des Mittelalters überhaupt führt“ (1979, III). Doch hält sich der Reim, wohl auch als mnemotechnisches Mittel, unangefochten in moralisch-didaktischer Lehrdichtung. Es reicht hier, an Sebastian Brants „Narrenschiff“ zu erinnern, den ersten gedruckten Bestseller (1494). In der Kinderliteratur fin-

det er sich bis in unsere Tage, man denke beispielsweise an den noch immer beliebten Struwwelpeter. Vielleicht ist das Zitat aus Wittenwilers Ring: „chluogen sach wil reimens nicht“ eher als Gegensatz zur Kinder- oder Schullektüre, als Zeichen für Reife und Weltweisheit, zu verstehen als mit den gelegentlich anzutreffenden Vorwürfen der „Lügenhaftigkeit“. Die älteren Zeugnisse sind nicht eindeutig und weitere Forschung ist notwendig. Wenn z. B. der Tod im „Ackermann aus Böhmen“ (1400) die Klage des Witters zurückweist mit der Begründung: „Dein clage ist one reimen“, bedeutet dies „grundlos“, „unbegründet“, wie man heute noch „unge-reimt“, frz. „sans rime ni raison“, engl. „without rhyme and reason“, sagt (Grimms WB 11, 3, 813—814). Hier ist „reimen“ mit einer positiven Wertung verbunden. In übertragener Redeweise und festen Wendungen hat sich diese Bedeutung des sorgfältig Zusammengefügten, Zusammenpassenden, weitergepflanzt. (Vgl. Grimms Wb 8, 670—673). Auch kann eine „Beglaubigungsfunktion“ der Prosaform (Kästner/Schütz, 454), wenn überhaupt, nur kurzlebig gewesen sein, da sich der fiktionale Prosaroman, in vielen Fällen Umsetzungen von deutschen oder fremdsprachigen Versvorlagen, seit dem 15. Jh. sehr rasch verbreitete. War demnach einerseits der Reim, gelegentlich geäußerten Vorwürfen nach zu urteilen, in manchen Augen ein Indiz für Fiktionalität, brauchte andererseits die Prosaform deswegen noch nicht „Wahrhaftigkeit“ zu signalisieren. Eine voll befriedigende Erklärung ist noch nicht gefunden. Besch weist unter Vorbehalt auf die Umstellung auf ein Lesepublikum hin: „Verse gewinnen ihr eigentliches Leben nur im Vortrag“ (1972, 762). Vom Rückzug des Reimes wurden im Laufe der Zeit alle drei Gattungen betroffen: angefangen mit der erzählenden, dann die dramatische, und heute auch die lyrische Gattung. Eine stichhaltige Erklärung dafür, die tiefer als den „Zeitgeschmack“ dringt, steht noch aus.

7. Mischtexte

Die Latinität der spätmittelalterlichen und humanistischen Bildungswelt gehört zu den Faktoren des „Horizonts“, die — wie rhetorische Kenntnisse — erarbeitet und beachtet werden müssen, sollen ältere Texte adäquat verstanden werden (s. o. 4.). Ein Beispiel für ihre Bedeutung bei der Einschätzung eines historischen Textmaterials ist die Diskussion (noch 1987 als „kontrovers“ bezeichnet, vgl. Stolt 1990, 404) um die lateinisch-deutsche Mischsprache, die sich in den Aufzeichnungen der sog. Tischreden Martin Luthers von mitschreibenden Tischge-

nossen findet. Sie ist von der früheren Forschung als Resultat lateinischer Kürzel gedeutet worden, während Luther bei Tisch rein deutsch gesprochen habe. Zur Zeit des Sprachpurismus (und anscheinend noch weit später!) war es offenbar undenkbar, daß der sprachgewaltige Reformator ein derartiges Kauderwelsch gesprochen haben sollte. Die überkommenen Vorstellungen und Wertbegriffe (Erwartungshorizont) verstellten den unbefangenen Blick auf das Textmaterial. Die nach dem zweiten Weltkrieg einsetzenden Forschungsrichtungen Sprachsoziologie und Mehrsprachigkeitsforschung haben zu einer „Horizontenerweiterung“ geführt, die für ein neues Verständnis dieser Überlieferung notwendig war (Stolt 1964, 1990). Der Einbezug von Luthers lateinischem Schrifttum in die germanistische Forschung ergab Selbstzeugnisse Luthers, er habe „mixtim“ gesprochen: „mixtim vernacula lingua“, d. h. lateinisch vermischt mit der Muttersprache (Stolt 1969 c), „mixtim germanice“, vermischt mit Deutsch, „prout in buccam venerunt verba“, wie ihm die Wörter gerade in den Mund kamen (Stolt 1990, 406 f.). Dies geschah vor einem lateinkundigen Publikum: „wie üblich“ („ut fit“) bei einem Gelage unter Wissenschaftlern, laut Luther, beziehungsweise bei Vorlesungen vor Studenten. Wenn kein Partnerzwang durch ein der lateinischen Sprache unkundiges Gegenüber vorlag, konnte auch schriftlich gemischt werden: in eigenen Notizen, in Briefen an nahe Freunde (Stolt 1990, 402–409). Es handelt sich hier um alltägliche Gebrauchsprosa. Der lateinische Einfluß ist jedoch nicht auf dieses Register beschränkt. Die Kombination beider Sprachen in einem Text findet sich in vielen Variationen, war allgemein weit gebräuchlicher als man sich vorgestellt hat und wird in modernen Editionen mittelalterlicher Texte häufig verschleierte (vgl. Palmer 1983, 94). Als „Barbarolexis“ und „maccaronische Dichtung“ führt sie auch in überwiegend scherzhafter oder auch satirischer Literatur ein Dasein (Knape 1985, 1413). Das Kirchenlied „In dulci jubilo“, aus dem 13. Jh. stammend und von Luther bearbeitet und in sein Kirchengesangbuch aufgenommen, zeigt die funktionale Variationsbreite der Mischtechnik. In der literarischen Versdichtung sind die Zeilen in reiner Sprache gebaut. Ein wichtiges Zeugnis von der Dichtung mit Sprachmischung um 1200 geben die Carmina Burana, die Beispiele für fast alle in Deutschland beobachteten Arten bieten. Die moderne Textwissenschaft, Sprachpsychologie und -soziologie sowie Textsorten- und Registerforschung haben auf diesem Gebiet noch zahlreiche Aufgaben zu bewältigen.

8. Kunstprosa in der Rezeption, am Beispiel des „Ackermann aus Böhmen“

Mehr als ein anderes Prosakunstwerk hat der „Ackermann aus Böhmen“ des Johannes von Saaz die germanistische Forschung angeregt und zu immer wieder neuen Interpretationen und Einordnungen in die deutsche Geistesgeschichte geführt. An der Rezeptionsgeschichte dieses schmalen Werkes läßt sich die ausschlaggebende Bedeutung der rezeptionsästhetischen Vorbedingungen in instruktiver Weise ablesen. Konrad Burdach, der zu den Begründern der Ackermannforschung gehört (zus. mit A. Bernt, 1917–1932), sah in diesem Text den neuen „Renaissancemenschen“ verkörpert, das erste Zeugnis humanistischer Geisteshaltung in Deutschland. Der Witwer, der den Tod vor Gottes Gericht des Mordes an seiner Ehefrau anklagt, wird bei ihm mit dem anfangs anonymen Autor identifiziert. Ein neuer Menschentyp, der sein Schicksal nicht mehr demütig und gottergeben hinnimmt, sondern sich dagegen auflehnt, sei hier — laut Burdach — erstmalig zu Worte gekommen. Die Auffassung der „Renaissancehaftigkeit“ wurde angefochten vor allem von Arthur Hübner (1935 und 1937), der dem Dichter „mittelalterliches Empfinden“ (1937, 236) bescheinigt. Er habe die neue Form „im mittelalterlichen Sinn“ aufgenommen. Statt italienischer Einflüsse findet er Reflexe des klassischen Minnesangs im volkstümlichen Meistersang und Fastnachtsspiel sowie der Mariendichtung (1935, 341 und 1937, 234 f.; die Diskussion zusammengefaßt bei Schwarz 1968, 21–26). Der Herausgeber des Artikels „Deutsches Mittelalter und italienische Renaissance“ in der Zeitschrift für Deutsche Kunde 51 (1937) (nach Hübners Tod) äußerte in einem Vorwort die Ansicht, hier wäre das „neue und wohl endgültige Verständnis des ‚Ackermann aus Böhmen‘ zusammengefaßt“; Hübners Ausführungen „schließen eins der wichtigsten und umfangreichsten Kapitel neuerer germanistischer Forschung ab.“ Dies war keineswegs der Fall, sondern die Diskussion geht ununterbrochen weiter, doch unter unterschiedlichen Vorzeichen. Sie findet sich 1958 referiert bei F. Bäuml, der die im Text in Gedanken und Bildern widerspiegelte Weltanschauung wie Hübner nicht als „renaissancehaft“ einschätzt: höchstens hätte der Autor einige ihrer Aspekte als akademisches „Bildungserlebnis“ rezipiert (Bäuml 1958, 229). Im „Lebensgefühl“ des Ackermann findet Friedrich Ranke das Kriterium dafür, ein „echtes Werk des deutschen Spätmittelalters“ vor sich zu sehen (1940, 319). — Neben der Frage „Mittelalter oder Renaissance“ dreht sich die Diskus-

sion auch um den Erlebnishintergrund des Textes und die „Echtheit“ des darin ausgedrückten Gefühls. Nachdem 1933 durch das Auffinden des lateinischen Widmungsschreibens durch K. J. Heilig der Autor als der Saazer Stadtschreiber Johannes von Saaz (Tepla) identifiziert werden konnte, hatte die Forschung ein neues Rätsel aufbekommen, doch ging es nun nicht um Weltanschauung und Lebensgefühl, sondern um Psychologie und Autorbiographie. Man war davon ausgegangen, daß der Anlaß der Streitschrift der Tod der eigenen Ehefrau gewesen sei. Nicht nur der Autor war mit dem „Ackermann“, auch die im Kindbett verstorbene Ehefrau war mit dessen Frau identifiziert worden, deren Geburts- und Todesdaten man dem Streitgespräch entnehmen zu können geglaubt hatte. Der Text war als „Bewältigung des seelischen Schmerzes im Kunstwerk“ gedeutet worden (so noch Eggers 1986, Bd. 2, 90 f.; dazu Stolt 1974, 11–17). In einer Zeit, wo die altetablierte biographische Methode in der Literaturwissenschaft eine starke Stellung innehatte, war ein solcher Schluß vom Kunstwerk auf die historische Wirklichkeit naheliegend. Im Widmungsbrief jedoch spricht der Autor von einem Auftrag, den er einem Jugendfreund zuliebe ausgeführt habe, und weist in selbstgefälligen Wendungen auf die rhetorischen Feinheiten seines Textes hin, die der aufmerksame Leser herausfinden solle (Heilig 1933). Anton Blaschka stellt fest, daß dem Widmungsbrief nach weder der Absender noch der Empfänger eines konkreten Trostes bedürftig waren (1950/51, 38), was die Deutung des Textes als „rhetorische Schulübung“ zu bestätigen schien. — In den Urkunden läßt sich belegen, daß der Autor 1415 starb und eine Witwe Clara sowie eine Tochter und vier Söhne hinterließ; von einer ersten Ehe findet sich nichts. Doch wiegen die urkundlichen Belege weniger schwer: Wer den Text als „Erlebnisdichtung“ liest, sieht in Clara — mit Eggers — eine zweite Frau. Verwirrung stiftete dagegen der Hinweis im Widmungsbrief auf die bewußt und gezielt eingesetzten Mittel der Rhetorik, die hier voller Stolz aufgezählt werden. Zur Zeit der Entdeckung des Widmungsbriefes herrschte in Deutschland die (oben in 5. genannte) Aversion gegen die Rhetorik vor (vgl. Art. 187, Abschn. 7) (= der „Horizont“ der Zeit). Kühle, verstandesmäßige Berechnung ließ sich mit einem als „echt“ im Sinne von „selbsterlebt“ empfundenen Kunstwerk nicht in Einklang bringen. (Die Diskussion findet sich bei Bäuml, 1970, 14 ff. und Hahn, 1984, 114–116, zusammengefaßt.) Diese „Echtheit“ glaubten viele Leser bei ihrer Lektüre spontan nachzuempfinden. Kritik an dieser Auffassung von einer

„Echtheit des Empfindens“, das die dichterische Phantasie außer Acht läßt, s. bei Wellek/Warren Kap. 7 und Stolt (1974, 12–17).

Mit dem Vorurteil, Rhetorik habe es nur mit „kühler“ verstandesmäßiger Berechnung zu tun, haben spätere Forscher aufgeräumt (Dockhorn, Stolt 1974, 12–17; Hahn 1984, 117 f.). Der so stark empfundene Widerspruch zwischen „echtem“ Gefühl und rhetorischer Ausgestaltung erwies sich als scheinbar: ein echtes Empfinden, das eigenem Erleben oder künstlerischer, an der Rhetorik geübter Phantasie entspringt, wurde um 1400 mit rhetorischen Mitteln sprachlich gestaltet und im Leser erweckt (s. Stolt 1974, 17). Ob ein Erlebnishintergrund vorliegt, darüber gibt die Lektüre des Werkes keinen Aufschluß. Hier ist die Warnung Lausbergs vor einer allzu schnellen „Aktualisierung des Kontakts mit der Individualität des Kunstwerks und seinem individuellen Schöpfer“ (1960, Bd. 1, 8) am Platz. Ein Werk, das vor 600 Jahren in einer anderen kulturellen Situation entstand, läßt sich nicht naiv und ohne Kenntnis der damaligen Entstehungsbedingungen durch „unvoreingenommene“ Lektüre im Sinne seines Autors nachempfinden, eine „werkimmanente“ Interpretationsmethode ist unzulässig. Dem Menschen des ausgehenden Mittelalters lieferte die Rhetorik die Mittel, Gefühle formal zu gestalten und damit an die Gefühle des Lesers zu appellieren. Wir wissen nicht, ob auch die damaligen Leser unmittelbar auf ein „Urerlebnis“ des Dichters schlossen. Der Prozeß des Textverstehens ist noch nicht genügend erforscht. Eine „verstehenstheoretisch kontrollierte Analyse historischer Texte“ fordert beispielsweise Horst Sitta und mit ihm Dieter Cherubim (in Sitta 1978, 14). Zu denken gibt auch (was bisher anscheinend nicht bemerkt wurde), daß die Initialen M und Z, die im Text verschlüsselt für die Ehefrau und ihren Wohnort stehen, auch im Widmungsbrief zusammen mit dem Auftraggeber vorkommen (wenn Heiligs Lesart stimmt; die Textüberlieferung ist schlecht, s. Hahn 1984, 34 f.): „das, worum Ihr neulich durch Me. von Z gebeten habt“ („*postulabatis nuper per Me. de Z.*“). Diese Übereinstimmung, die kein Zufall sein kann, hat bisher noch keine Aufmerksamkeit gefunden. Aus der Sicht heutiger Textlinguistik verbietet sich die automatische Gleichsetzung zwischen dem historischen Autor und seinem Protagonisten, sowie die naive Übernahme biographischer Daten (die der Argumentation des Todes entnommenen Jahres- und Tagesangaben des Hinscheidens, die sein Handeln nicht als Mord, sondern als „Akt der Gnade“ ausweisen sollten, Stolt 1974, 17, 23) aus einem bewußt gestalteten Sprachkunstwerk. Noch nicht genügend

erforscht sind auch die möglichen Einflußbereiche wie Predigt, Mystik, didaktische Literatur etc.

Aus den referierten so völlig gegensätzlichen Auffassungen — die nur einen Bruchteil der „papiernen Mauer“, die das schmale Werk des Johannes von Saaz umgibt (Hübner) aufzeigen konnten — geht eindringlich hervor, wie kompliziert das Verstehen und Interpretieren historischer Texte ist, und wie gesteuert von oft unbewußten Voraussetzungen und Vorurteilen. Bei diesem Beispiel ging es um das Verständnis des Werkes als geistesgeschichtliches, „seelisches“, biographisches, bildungsgeschichtliches etc. Zeugnis seiner Zeit. Eindrücklich geht auch hervor, wie wichtig die korrekte Erfassung auch der formalen Textgestaltung ist. Der Umgang mit älteren Texten stellt hohe Anforderungen an Distanz, Vorsicht und Umsicht neben umfassenden historischen Kenntnissen. Deutlich wird auch, am Vergleich mit der 1937 geäußerten Auffassung von einem „endgültigen Verständnis“, daß es bei historischen Texten kein solches geben kann: jede forschungsgeschichtliche Epoche muß sich von neuem um ihr eigenes Verständnis bemühen, ausgehend vom tagesaktuellen wissenschaftlichen Horizont, von dem aus sowohl auf die Texte als auch auf die Resultate der Vorgänger neues Licht fällt.

9. Literatur (in Auswahl)

- Bäumel, Franz H., *Der Ackermann aus Böhmen* and the Destiny of Man. In: GR 33, 1958, 223—232.
- Bentzinger, Rudolf, Untersuchungen zur Syntax der Reformationsdialoge 1520—25. Berlin 1992.
- Besch, Werner, Vers oder Prosa? Zur Kritik am Reimvers im Spätmittelalter. In: Festschrift für Hans Eggers zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Herbert Backes. Tübingen 1972, 745—766. (PBB (W) 94; Sonderheft).
- Betten, Anne, Grundzüge der Prosasyntax. Stilprägende Entwicklungen vom Althochdeutschen zum Neuhochdeutschen. Tübingen 1987. (RGL 82).
- Beutel, Albrecht, In dem Anfang war das Wort. Studien zu Luthers Sprachverständnis. Tübingen 1991. (Hermeneutische Untersuchungen zur Theologie 27).
- Blaschka, Anton, Ein Briefftopos des „Ackermann“-Dichters. In: WZUH 1, 1951/52, 37—40.
- Brinker, Klaus, Zum Textbegriff in der heutigen Linguistik. In: Studien zur Texttheorie und zur deutschen Grammatik. Festschrift für Hans Glinz. Hrsg. v. Horst Sitta/Klaus Brinker. Düsseldorf 1973, 9—41. (Spr. d. Geg. 30).
- Brinkmann, Hennig, Mittelalterliche Hermeneutik. Tübingen 1980.
- Ders., Die Konstituierung der Rede. In: WW 15, 1965, 157—172.
- Ders., Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung. 2. neubearb. und erw. Aufl. Düsseldorf 1971.
- Burdach, Konrad/Alois Bernt (Hrsg.), Der Ackermann aus Böhmen. Vom Mittelalter zur Reformation Bd. 3, Tl. 1—3. Berlin 1917—1932.
- Cherubim, Dieter, Ansätze zu einer pragmatischen Sprachgeschichte. In: Sitta 1980, 3—21.
- Conrady, Karl Otto, Lateinische Dichtungstradition und deutsche Lyrik des 17. Jahrhunderts. Bonn 1962. (Bonner Arbeiten zur deutschen Literatur 4).
- Copeland, Rita, Rhetoric, Hermeneutics, and Translation in the Middle Ages. Academic traditions and vernacular texts. Cambridge 1991.
- Curtius, Ernst Robert, Dichtung und Rhetorik im Mittelalter. In: DVLG 16, 1938, 435—475.
- Ders., Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. 2. Aufl. Bern 1954. [11. Aufl. 1993].
- Dockhorn, Klaus, Macht und Wirkung der Rhetorik. Vier Aufsätze zur Ideengeschichte der Vormoderne. Bad Homburg v. d. H./Berlin/Zürich 1968. (Respublica literaria 2).
- Eggers, Hans, Deutsche Sprachgeschichte Bde. 1 und 2. Reinbek bei Hamburg 1986.
- Eis, Gerhard, Die mittelhochdeutsche Fachprosa als Gegenstand der germanistischen Forschung. In: Forschungen und Fortschritte 24, 1948, 82—84.
- Ders., Mittelalterliche Fachliteratur. 2. Aufl. Stuttgart 1962.
- Erben, Johannes, Deutsche Grammatik. Frankfurt/M. 1968.
- Fix, Ulla, Vorbemerkungen zu Theorie und Methodologie einer historischen Stilistik. In: ZfG, NF 2, 1991, 299—310.
- Fluck, Hans-Rüdiger, Fachsprachen. Einführung und Bibliographie. 4., unveränderte Aufl. München 1991. (UTB 483).
- Gadamer, Hans-Georg, Gesammelte Werke. Hermeneutik Bd. 1 und 2: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. 3. Aufl. (durchges. u. erw.) Tübingen 1986.
- Gärtner, Kurt, Die Reimvorlage der >Neuen Ee<. Zur Vorgeschichte der neutestamentlichen deutschen Historienbibel. In: Vestigia Biblicae 4, 1982, 12—22.
- Gebhard, Walther, Hermeneutik als Rezeptionsanweisung. In: Rezeptionspragmatik. Beiträge zur Praxis des Lesens. Hrsg. v. Gerhard Köpf. München 1981, 27—57.
- Goheen, Jutta, Zur Rhetorik der Literatur aus der Sicht einer Textstilistik. Die Allegorie als Textfigur. In: Kontroversen, alte und neue, hrsg. v. Albrecht Schöne. Bd. 3. Tübingen 1986, 54—65. (VII. Internat. Germanistenkongreß, Göttingen, Akten).
- Grimm, Jakob, Über der Werth der ungenauen Wissenschaften. In: Ders., Kleinere Schriften. Bd. VII. Berlin 1884.
- Güllich, Elisabeth/Wolfgang Raible, Linguistische Textanalyse. Überlegungen zur Gliederung von Texten. Hamburg 1974.

- Dies., *Linguistische Textmodelle. Grundlagen und Möglichkeiten*. München 1977.
- Gumbel, Hermann, *Deutsche Sonderrenaissance in deutscher Prosa. Strukturanalyse deutscher Prosa im sechzehnten Jahrhundert*. Frankfurt 1930. [Nachdruck Hildesheim 1965].
- Hahn, Gerhard, *Der Ackermann aus Böhmen des Johannes von Tepl*. Darmstadt 1984. (Erträge der Forschung 215).
- Harris, Zellig S., *Discourse Analysis*. In: *Language* 28, 1952, 1—30.
- Harweg, Roland, *Pronomina und Textkonstitution*. München 1968. (Beihefte zu *Poetica* 2).
- Hasebrink, Burkhard, *Grenzverschiebung. Zu Kongruenz und Differenz von Lateinisch und Deutsch bei Meister Eckhart*. In: *ZdA* 121, 1992, 369—398.
- Haubrichs, Wolfgang, *Erzählforschung. Theorien, Modelle und Methoden der Narrativik*. Bd. 1—3. Göttingen 1976—1978.
- Haug, Walter/Burghart Wachinger (Hrsg.), *Exempel und Exempelsammlungen*. Tübingen 1991.
- Heilig, Konrad Josef, *Die lateinische Widmung des Ackermanns aus Böhmen*. Wien, *Mitteilungen des Österr. Inst. für Geschichtsforschung* 47, 1933, 414—426. [Wiederabgedr. bei E. Schwarz 130—147].
- Henkel, Nikolaus/Nigel F. Palmer (Hrsg.), *Latein und Volkssprache im deutschen Mittelalter 1100—1500*. Regensburger Colloquium 1988. Tübingen 1992.
- Hübner, Arthur, *Das Deutsche im „Ackermann aus Böhmen“*. In: *SbPreußA* 1935, 323—398. [Wiederabgedruckt bei E. Schwarz 239—344].
- Ders., *Deutsches Mittelalter und italienische Renaissance im 'Ackermann aus Böhmen'*. In: *ZDk* 51 (1937) 225—239. [Wiederabgedruckt bei E. Schwarz 368—386].
- Hundsnurscher, Franz, *Historische Syntax*. In: *HSK* 2, 1, 1984, 427—433.
- Ders., *Prinzipien und Methoden historischer Syntax*. In: *HSK* 2,1, 1984, 642—653.
- Hyldgaard-Jensen, Karl, *Die Textsorten des Mittelniederdeutschen*. In: *HSK* 2,2, 1985, 1247—1251.
- Jauß, Hans Robert, *Literaturgeschichte als Provokation*. Frankfurt/M. 1970.
- Jolles, André, *Einfache Formen. Legende — Sage — Mythe — Rätsel — Spruch — Kasus — Memorabile — Märchen — Witz*. Halle 1930. [2. Aufl. Tübingen 1958].
- Kallweit, Hilmar, *Textgeschichte im Wechselverhältnis mit der Sprachgeschichte: Forschungsperspektiven*. In: *HSK* 2,1, 1984, 653—662.
- Kästner, Hannes/Eva Schütz, *Beglaubigte Information. Ein konstitutiver Faktor in Prosaberichten des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit*. In: *Textsorten und literarische Gattungen. Dokumentation des Germanistentages in Hamburg vom 1.—4. April 1979*. Berlin 1983, 450—469.
- Dies./Johannes Schwitalla, *Die Textsorten des Frühneuhochdeutschen*. In: *HSK* 2,2, 1985, 1355—1368.
- Keil, Gundolf, *Literaturbegriff und Fachprosafor-*
- schung*. In: *Fachprosafor-* Acht Vorträge zur mittelalterlichen Artesliteratur. Hrsg. v. Gundolf Keil/Peter Assion. Berlin 1974, 183—196.
- Knape, Joachim, *Das Deutsch der Humanisten*. In: *HSK* 2,2, 1985, 1408—1415.
- Kocka, Jürgen/Thomas Nipperdey (Hrsg.), *Theorie und Erzählung in der Geschichte*. München 1979. (Theorie der Geschichte 3).
- Koller, Werner, *Übersetzungen ins Deutsche und ihre Bedeutung für die deutsche Sprachgeschichte*. In: *HSK* 2,1, 1984, 112—129.
- Korlén, Gustav, *Stockholmer Arzneibuchstudien*. In: *Fachliteratur des Mittelalters. Festschrift für Gerhard Eis*. Stuttgart 1968, 449—455.
- Koselleck, Reinhart/Heinrich Lutz/Jörn Rüsen (Hrsg.), *Formen der Geschichtsschreibung*. München 1982. (Theorie der Geschichte 4).
- Krewitt, Ulrich, *Probleme des Verstehens altdeutscher Texte und der Möglichkeiten ihrer Übersetzung ins Neuhochdeutsche*. In: *HSK* 2,1, 1984, 780—792.
- Kuhn, Hugo, *Germanistische Handbücher, Referat*. In: *DVLG* 29, 1955, 122—130.
- Lausberg, Heinrich, *Handbuch der literarischen Rhetorik*. 2 Bde. München 1960.
- Leibfried, Erwin, *Kritische Wissenschaft vom Text. Manipulation, Reflexion, Transparente Poetologie*. Stuttgart 1970.
- Link, Hannelore, *Rezeptionsforschung. Eine Einführung in Methoden und Probleme*. 2. Aufl. Stuttgart 1980.
- Lohfink, Gerhard, *Jetzt verstehe ich die Bibel. Ein Sachbuch zur Formkritik*. 7. Aufl. Stuttgart 1976.
- Mann, Golo, *Plädoyer für die historische Erzählung*. In: Kocka/Nipperdey (Hrsg.) 1979, 40—56.
- Maurer, Karl, *Für einen neuen Fiktionsbegriff*. In: *Erzählforschung. Ein Symposium*. Hrsg. v. Eduard Lämmert. Stuttgart 1982, 527—551.
- Palmer, Nigel F., *Latein, Volkssprache, Mischsprache. Zum Sprachproblem bei Marquardt von Lindau, mit einem Handschriftenverzeichnis der 'Dekalogerklärung' und des 'Auszugs der Kinder Israel'*. In: *Spätmittelalterliche geistliche Literatur in der Nationalsprache*. Hrsg. v. James Hogg. Salzburg 1983, 70—110.
- Plett, Heinrich F., *Textwissenschaft und Textanalyse. Semiotik, Linguistik, Rhetorik*. 2. Aufl. Heidelberg 1979. (UTB 328.).
- Ranke, Friedrich, *Zum Formwillen und Lebensgefühl in der deutschen Dichtung des Spätmittelalters*. In: *DVLG* 18, 1940, 307—327.
- Rath, Rainer, *Was ist aus der Erforschung der gesprochenen deutschen Sprache geworden? Anmerkungen zur Geschichte eines Wissenschaftsgebietes*. In: *Texttyp, Sprechergruppe, Kommunikationsbereich*. Festschrift für Hugo Steger. Hrsg. v. Heinrich Löffler et al. Berlin/New York 1994, 375—395.
- Reichmann, Oskar, *Editionsprinzipien für deutsche Texte des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit*. In: *HSK* 2,1, 1984, 693—703.

- Roloff, Hans-Gert, Stilstudien zur Prosa des 15. Jahrhunderts. Die Melusine des Thüring von Ringoltingen. Köln/Wien 1970.
- Ders. (Hrsg.), Werkstattgespräch >Berliner Ausgaben<. Bern [etc.] 1981. (JIG, Reihe A Bd. 9).
- Ders., Anfänge des deutschen Prosaromans. In: Handbuch des deutschen Romans. Hrsg. v. Helmut Koopmann. Düsseldorf 1983, 54—79.
- Sanders, Willy, Die Textsorten des Altniederdeutschen (Altsächsischen). In: HSK 2,2, 1985, 1103—1109.
- Scherner, Maximilian, Text und Sinn. Zur linguistischen Basis der Analyse fiktionaler Texte. In: DU 42, 1972, 51—68.
- Ders., Horizont. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie Bd. 3. Hrsg. v. Joachim Ritter. Basel/Stuttgart 1974, 1202—1206.
- Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.), text — bedeutung — ästhetik. 2. Aufl. München 1970. (Grundfragen der Literaturwissenschaft 1).
- Ders., Text und Bedeutung. Sprachphilosophische Prolegomena zu einer textsemantischen Literaturwissenschaft. In: Ders. (Hrsg.), text — bedeutung — ästhetik 43—79.
- Schröder, Werner, Editionsprinzipien für deutsche Texte des Früh- und Hochmittelalters. In: HSK 2,1, 1984, 682—692.
- Schwarz, Alexander, Die Textsorten des Althochdeutschen. In: HSK 2,2, 1985, 1052—1060.
- Ders. et al., Alte Texte lesen. Textlinguistische Zugänge zur älteren deutschen Literatur. Bern/Stuttgart 1988.
- Schwarz, Ernst (Hrsg.), Der Ackermann aus Böhmen des Johannes von Tepl und seine Zeit. Darmstadt 1968.
- Sitta, Horst, Ansätze zu einer pragmatischen Sprachgeschichte. Zürcher Kolloquium 1978. Tübingen 1980. (RGL 21).
- Sonderegger, Stefan, Geschichte deutschsprachiger Bibelübersetzungen in Grundzügen. In: HSK 2,1, 1984, 129—185.
- Sowinski, Bernhard, Textlinguistik. Eine Einführung. Stuttgart [etc.] 1983.
- Stammler, Wolfgang, Mittelalterliche Prosa in deutscher Sprache. In: Ders. (Hrsg.), Deutsche Philologie im Aufriß. 2. überarb. Aufl. 1960, 749—1102.
- Steger, Hugo, Gesprochene Sprache. Zu ihrer Typik und Terminologie. In: Satz und Wort im heutigen Deutsch. Düsseldorf 1967, 259—291. (Spr. d. Geg. 1).
- Ders., Sprachgeschichte als Geschichte der Textsorten/Texttypen und ihrer kommunikativen Bezugsbereiche. In: HSK 2,1, 1984, 186—204.
- Stolt, Birgit, Die Sprachmischung in Luthers Tischreden. Studien zum Problem der Zweisprachigkeit. Stockholm 1964. [SGF 4]
- Dies., Tradition und Ursprünglichkeit. Ein Überblick über das Schrifttum zur Rhetorik in den sechziger Jahren im Bereich der Germanistik. In: Studia Neophilologica XLI, 1969, 325—338. [1969 a].
- Dies., Studien zu Luthers Freiheitstraktat, mit besonderer Rücksicht auf das Verhältnis der lateinischen und der deutschen Fassung zu einander und die Stilmittel der Rhetorik. Stockholm 1969. (SGF 6). [1969 b].
- Dies., Luther sprach „mixtum vernacula lingua“. In: ZfdPh 88, 1969, 986—989. [1969 c].
- Dies., Rhetorik und Gefühl im 'Ackermann aus Böhmen'. In: Dies., Wortkampf. Frühneuhochdeutsche Beispiele zur rhetorischen Praxis. Frankfurt/M. 1974, 11—30. (Respublica literaria 8).
- Dies., Rhetorik und Literatur. In: DAPHNIS 16, 1987, 557—588.
- Dies., Hier irrt der Lutherforscher. Zur ausschlaggebenden Bedeutung kritischer Texteditionen. In: Virtus et Fortuna. Festschrift für Hans-Gert Roloff. Hrsg. v. Joseph P. Strelka/Jörg Jungmayr. Bern [etc.] 1983, 259—271.
- Dies., Luther-Kontroversen. In: ZfdPh 109, 1990, 402—414.
- Dies., Die problematischen „Darstellungsarten“ der Stilistik. In: Hommage à Richard Thieberger. Publications de la faculté des lettres et sciences humaines de Nice 1989, 381—399.
- Dies., Redeglieder, Informationseinheiten: cola und commata in Luthers Syntax. In: Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen. Referate der Internationalen Fachkonferenz Eichstätt 1989. Hrsg. v. Anne Betten/Claudia M. Riehl. Tübingen 1990, 379—392. (RGL 103).
- Streckenbach, Gerhard, Stiltheorie und Rhetorik der Römer im Spiegel der humanistischen Schülergespräche. Göttingen 1979.
- Tarot, Rolf, Editionsprinzipien für deutsche Texte der Neuzeit. In: HSK 2,1, 1984, 703—711.
- Texte gesprochener deutscher Standardsprache Bd. 1—3. Erarbeitet am Institut für deutsche Sprache, Forschungsstelle Freiburg i. Br., 1971—1975.
- Weinrich, Harald, Tempus — besprochene und erzählte Welt. 2. völl. neubearb. Aufl. Stuttgart 1971.
- Ders., Erzählstrukturen des Mythos. In: Ders., Literatur für Leser. Stuttgart 1971, 137—149.
- Weithase, Irmgard, Zur Geschichte der gesprochenen deutschen Sprache. 2 Bde. Tübingen 1961.
- Wellek, René/Austin Warren, Theory of Literature. London 1949. [Deutsche Neuauf.: „Theorie der Literatur“. Frankfurt/M. 1986/87].
- Werlich, Egon, Typologie der Texte. Entwurf eines textlinguistischen Modells zur Grundlegung einer Textgrammatik. Heidelberg 1975.
- Wilpert, Gero von, Sachwörterbuch der Literatur. 4. Aufl. Stuttgart 1964.
- Wimmer, Rainer, Textsorten des Neuhochdeutschen. In: HSK 2,2, 1985, 1623—1633.

Birgit Stolt, Uppsala